

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer. 1927-1944 1933

284 (14.10.1933) Am badischen Herd

Am badischen Herd

Unterhaltungsbeilage des „Führer“

Konzert in Sanssouci

Skizze von Herbert Burgmüller

Einsam ist Friedrich auf des Lebens Höhe. Rheinsberg, selige Kronprinzenzeit! Verweht. Die schicksalhafte Fahrt der Großen, sie führte auch ihn auf den schwindelnd hohen Grat, den der eifige Firnwind der Vereinsamung umbläst. Keine Frauenliebe wärmt das kühle Herz, keine Freundschaft füllt die Leere. Ihm bleibt die kalte Einsamkeit, wie er es mit herbem Stolz einst hinter den Wällen von Küstrin gehalten — an einem grauen Novembertag vor hiebzehn Jahren. . .

Rein, wer einmal diesen himmelsnahen Grat erklimmt, der findet nimmer einen Weg zum Menschen. Und Gott? Wie oft traf Spott aus seinem Mund dies Wort — zu Bietens Gram. Vor Friedrich liegt der blütenreiche Park, um den das halbe Licht der Scheidestunde weht. Er starrt hinaus. Verkommenheit liegt auf seinen früh verwehten Zügen. Was bleibt? Der schale Ruhm des ersten Krieges? . . . Nur die Verantwortung! Stunde der Einsamkeit, wo auch der Große wieder Mensch zu werden strebt. Gibt die Verantwortung die Herzenswärme, Liebe?

Der König wendet sich. Er schellt. Die Pagen leuchten ihm voran zum Saal. Kammerkonzert zu Potsdam. Die Gesellschaft wartet. Kerzen flimmern im Spiegel des Parterres. Vor leiser Flüstern hebt sich zage. Das Instrumente-Stimmen fällt feierlich den Raum. Erwartung. . .

„Was ist da . . .“ spricht leise Quanz. Friedrichs Blick glänzt plötzlich auf: „Was. . .“ Die Flügelklavier rauscht auf. Ein Raunen wagt. Die Blicke aller steigen dem Eingang zu. Was?

Beiseiden tritt der greise Meister ein. Hastig springt Friedrich vor, reicht seine Hand. Die beiden Könige begrüßen sich mit ehrfurchtsvollen Augen. Ein jeder beugt sich vor der Majestät des anderen.

Was steht sich ans Piano. Der Hof sinkt schweigend in die Sessel, die Kapellisten stellen sich zur Seite.

„Majestät sind selbst ein großer Musiker. Ich bitte Sie ergebenst um ein Zugenthema.“

„Die Flöte, Quanz.“ Nachdenklich nimmt Friedrich das Instrument. Selbstsame Nüchternheit führt es an die Lippen und bestreift das Thema: „b-a-c-h.“ Unsicher schaut der Meister auf. Diese Ehre vom Größten seiner Zeit? — „Das soll . . . ich . . . spielen.“

In Friedrichs grauen Augen leuchtet Wärme: „Spiel Er! Er ist es wert.“

Was greift in die Tasten. Sein Leben wird Musik: . . . b-a-c-h . . . Melodik, einfach und dennoch tausendfach gewandelt, ergießt sich, wölbt sich farblich wie ein Regenbogen. Das Herz baut einen Dom dem Himmel zu — aus tragischer Erkenntnis. Die Seele breitet ihre

Schwingen, fliegt auf — wie feierliche Dämmerung — zu Gott. O, letztes Erkennen, einziger Trost, größte — Liebe. . .

Die Gesellschaft schweigt, atembekommen. Dies Konzert hat man zu Potsdam nie gehört.

Einsam, abseits steht der König, lauscht in sich hinein, wo die Fuge schmerzhaft jubelnd hehren Widerhall empfängt. Es dauert eine Weile, bis der Bann zerbricht. „Ich danke Ihn. Er ist doch der König von uns allen“, sagt Friedrich, reicht Bach die warme Hand. „Meister, die Soirée fällt aus!“ Der König geht.

Die Stimme des Blutes

Von Arthur Schuy.

So war das damals. Die Franzosen kamen, besetzten das Ruhrgebiet und zwangen deutsche Eisenbahner, für sie Dienste zu tun. Wer nicht mitmachte wurde einfach ausgewiesen. Und dann rollten Tag und Nacht Güterzüge mit deutschen Kohlen beladen, die deutsche Brüder im Schweiße ihres Angesichts an den Tag förderten, hinüber nach Frankreich.

Auch den Stellwerkmeister Anton Dillmann, vom Stellwerk drei, stellten sie vor die Wahl, entweder mitzumachen oder sich davonzutrollen. Nun ging er aufgeregt in seinem Zimmer auf und ab. Noch zwei Stunden hatte er Zeit, dann mußte er sich entscheiden haben.

Dillmann kämpfte einen schweren, inneren Kampf. Das Blut sprach für die Heimat, an der er mit Leib und Seele hing. Das Leben für die Familie, die er nicht dem Hunger preisgeben wollte.

Schließlich blieb er am offenen Fenster stehen. Wie die kühle Abendluft ihm wohl tat. Wie abwesend sah er über die Häuser weg. Dort hin, wo schwarzer Rauch in den Himmel stieg.

„Gott steh mir bei“, hauchte er dann und ging wieder vom Fenster weg. Jod die Schuld der Fische auf, der in der Mitte des Zimmers stand, und holte die Briefe seines Sohnes heraus, der drüben in Frankreich, für das Vaterland sein junges Leben gelassen. Gleich den obersten las er:

„. . . und so ist der Tod des Krieges furchterlich. Doch nicht so abschreckend, daß der Gedanke an das Vaterland darunter litte. Er nähert uns nur noch mehr, und macht uns zu Helden, die dem furchterlichen Tod, furchtlos ins Auge blicken. Denn das ist ja der Mensch, wie ihn Gott geschaffen. Und das sein Glauben, nicht an sich und sein Leben, sondern immer nur an das Vaterland und der Brüder Leben zu denken. Und nur so können wir vor Gott und dem Vaterland bestehen.“

Friedrich erwartet Bach auf der Terrasse. Drunten schläft der Park von Potsdam in der Maimacht. In einem fernen Busch erwacht mit süßem Lied die Nachtigall. Im Gestirnenfeuer, unter Kirchenstille, empfängt der König seinen König. „Lange habe ich auf Ihn gewartet, Bach. Lange. Ich danke, danke Ihn. Nur Er spricht so in unserem Jahrhundert. — Will Er mir morgen in der Kirche eine Fuge spielen?“

„Zu viel der Ehre, Majestät, für mich. Warum?“

„Weiß Er denn nicht von Einsamkeit?“

„Ich kann nicht einsam werden, Majestät. Ich habe immer einen Freund.“

Der König hält des Meisters Hand. „Der wäre, Bach?“

„Gott! Majestät.“

„Fran sei Karl. Um des Sohnes und der Heimat willen. Sie wird uns nicht verloren sein. Wir sehn sie wieder.“

Da die Frau sah, daß ihr Mann nicht umstimmen war, ging sie wieder in die Küche. Wenn auch mit schwerem Herzen.

Kurz nach sieben Uhr klingelte es. Draußen vor der Tür stand eine französische Abordnung und überbrachte dem Stellwerkmeister Anton Dillmann, vom Stellwerk drei, ein Schreiben, in dem ihm mitgeteilt wurde, daß er innerhalb vierundzwanzig Stunden das Ruhrgebiet zu verlassen hätte. So weit es befehl war. Hochaufgerichtet stand Dillmann vor den uniformierten Männern und nahm das Schreiben entgegen. Mit geradem und aufrichtigem Blick, der keine Furcht kannte. Auch nicht vor fremder Willkür.

Meister und Kritiker

Verdi war mit dem angesehensten und abrigens gefährlichsten Kritiker seiner Heimatstadt gut befreundet. Er wußte, wie er ihn einzuschätzen hatte, den Mann, der es seinem Beruf schuldig zu sein glaubte, immer anderer Meinung zu sein als die Mitmenschen. Trotzdem oder, wie man sehen wird, gerade deshalb lud der Komponist nach Fertigstellung seines „Troubadour“ den Freund ein, um ihn noch vor der Uraufführung um seine Ansicht über das Werk zu befragen. Der Kritiker erschien, und Verdi spielte ihm einen Chor vor. „Schund“, lautete das ebenso deutliche wie kurze Urteil. Verdi freute sich und spielte eine andere Stelle. „Schund“, brummte der Kritiker wieder. Doch das verschlug dem Komponisten nichts. „Danke!“ erwiderte er. „Jetzt weiß ich doch, daß der Troubadour ein Erfolg sein wird. Beim Komponieren leitete mich der eine Gedanke, allen zu gefallen, nur dem strengen Herrn Kritiker nicht. Das ist mir ja gelungen.“ Wie recht Verdi hatte, zeigte dann die Aufnahme, welche die Oper beim Publikum fand und an der sich bis in die Gegenwart wenig geändert hat.

Wirke im Herbst

War der Sommer nicht schon reich geleset? Blüht noch immer goldene Vögelung? Meiner Blätter gold'ne Fülle regnet Auf das Land in leuchtender Verschwendung. Und sie schwingen sich wie helle Funken, Die in Lebensfeligkeit entglommen, Durch die Luft. Bis sie, von Sonne trunken, Still in Gras und Moos zur Ruhe kommen.

Jedes Blättchen, das ich nun entfende, Ist ein großes Danken an die Erde, Eine Bitte, daß sie Kraft mir spende Und ich wiederum begnadet werde: Daß ich nicht so ganz und gar verzage In des Winters Not, der grausam fällt, Daß die kleinen Knospen, die ich trage, Einmal sich in Sonne schön entfalten! Zoe Drosfen.

Es spukt im Seehaus

Ein heiterer Roman von Marianne Ziegler

45. Fortsetzung.

„Meine Frau ist drüben im Privatkontor“, sagte Holmbeck kühl, und der vielumtrittenen Mann zog sich mit einer stummen Verbeugung zurück. Beide Herren sahen ihm kopfschüttelnd nach.

„Eigentlich ein trauriger Patron“, sagte Martin, „der sich einfach so von den Frauen herumführen läßt. Frau Gaebede scheint ja nun endgültig die Hand auf ihn gelegt zu haben. Na, meinetwegen; ich wollte, sie nähme ihn gleich mit. Wenn ich auch nicht verstehen kann, was er kaum bis auf fünf zählen kann.“

Auch Reichenbach gab unrendlichen Gefühlen für den jungen Mann Ausdruck und begab sich dann, durch sein Geständnis erleichtert, in seine Zimmer und ans Schmerzenslager seiner Gattin zurück.

Der schöne Möbius stand inzwischen vor der Frau des Hauses, die mit geschäftstüchtiger Miene an ihrem Schreibtisch saß und die Rechnung bereits zusammengestellt hatte. Eigentümlich kam ihr dieser Moment gerade recht, denn in der Hauspatzkasse drohte die Ebbe immer weiter überhand zu nehmen. Also griff sie, im Innersten erfreut, nach dem Hunderterschein, hielt ihn, wie sie das bei gewiegten Kaufleuten gesehen hatte, prüfend gegen das Licht, obwohl sie keine Ahnung hatte, worauf es ankam, quittierte und gab kleine Münze heraus. Mit Frau Gaebede war sie gottlob fertig. Nur soviel Interesse brachte sie noch auf, Möbius zu fragen, wie und wann denn die Dame abzureisen gedenke.

„Ich habe versprochen, sie nach Obermühl zu bringen, sie wollte es so. Zum Abendbrot bin ich bestimmt wieder da.“

„D'bitte!“ sagte Gina hochmütig. „Wenn Sie länger ausbleiben wollen, sind Sie hinreichend entschuldigbar. Ich wünsche viel Vergnügen.“ Damit entließ sie den schönen Mann, den sie zum erstenmal etwas trübsinnig fand. Aber sie konnte doch nicht umhin, zu bedenken, daß er der kostbarsten und sozietten Person anscheinend rettungslos verfallen war.

Da erschütterte das Haus der dumpfe Krach einer wütend zugeschmetterten Tür, ein Schrei — schon mehr ein Geheul — wurde laut. Es rief Gina in die Höhe. Im Flur traf sie bereits die Mädchen, die sich mit entsetzten Gesichtern zusammenbrängten, zugleich erschienen Martin und Herr Reichenbach, mit langen Schritten die Treppe herauf und herab stürmend, während Krähüber von unten rief, der Schwarze sei eben aus dem Fenster seines Herrn gesprungen und renne nun davon, so schnell er könne. Frau Gaebedes und des Polizeirats Zimmertüren öffneten sich zu neuerlicher Spalten. Aus den Gemächern des Afrikaners jedoch drang Gepolter und heiseres Geschrei, dann tat sich mit einem Ruck seine Tür auf, Piet van Dongern erschien mit blaurotem Kopf, eine Nilpferdpeitsche in der einen, einen Folschlager in der anderen Hand schwingend, und krächzte, tobte, brüllte: „Sie sind fort, ich bin bestohlen, zu Hilfe!“

Mit einem Schrei fuhr die versammelte Weiblichkeit beim Anblick des Wütenden zurück, so daß ein leerer Raum um ihn entstand. Nie-

mand zeigte Lust, sich dem ersten Ansturm zu stellen. Endlich trat Martin mannhaft vor. „Was ist geschehen?“

„Raub! Diebstahl!“ Piet rang nach Luft, seine Stimme überschlug sich. „Mörder! Polizei! Meine Diamanten!“

Auch Gina wagte sich jetzt in die Nähe, sah ihm wie eine Tierbändigerin fest ins Gesicht und fragte mutig: „Haben Sie auch ordentlich nachgesehen?“

Einen Augenblick starrte er sich sprachlos an, dann winkte er ihr, machte kehrt und begab sich in sein Zimmer zurück. Gina wollte folgen, aber Martin hielt sie zurück. „Du wirst nicht! Er ist ja außer Rand und Band!“

Der erschien Piet selbst nochmals auf der Schwelle und bat kleinlaut, sie möchte ihm doch helfen. So traten sie beide ein.

Die wohnliche Stube zeigte ein Bild der Verwüstung. Der Tisch war umgestürzt, das Fenster zertrümmert, Piet's fahrende Habe lag zerstreut am Boden. „Schrecklich!“ entfuhr es Gina. „Wer mag so gehaust haben?“

„Ich“, bekannte Piet, jetzt vollends gebrochen. „Ich wurde etwas ärgerlich. Aber es ist wirklich alles fort. Sehen Sie selbst. Das Kästchen stand hier“, er zeigte auf einen kleinen Manervorsprung hinter dem Schrank — „oder halt, wenn es da nicht war, so steckte es hier drinnen“, und rief die Tür des Raghelofens auf, griff tief hinein und brachte eine leere, rubergeschwärzte Hand wieder zum Vorschein. „Weg“, sagte er verzweifelt.

„Hören Sie, Herr von Dongern“, fragte Gina ihn, wie man mit einem kranken Kinde spricht. „Wissen Sie ganz sicher, daß Sie es gerade hier versteckten? Denken Sie einmal recht genau nach. Es war schon spät gestern, und der viele Whisky dazu. . . Wollen wir nicht Herrn Weithoff fragen?“

Schon war Martin fortgeeilt, den Direktor zu holen, der auch alsbald erschien. „Ich will doch nicht hoffen“, sagte er mit ernster Teilnahme, „daß etwas passiert ist. Es wäre ja kaum möglich. Erlauben Sie einmal. . .“ Und er schritt ohne Zögern auf die Waschkommode zu, rückte sie beiseite, griff in ein Mauerloch und zog das gesuchte Ebenholzkästchen unverfehrt hervor.

Gina ließ sich mit einem Seufzer der Erleichterung auf Piet's Sofa fallen. Dieser stürzte auf Weithoff zu und umarmte ihn. Wie hatte er das vergessen können! Natürlich! Zuletzt hatten sie es hier untergebracht, nachdem Weithoff die beiden anderen Verstecke, die er selbst vorgeschlagen, für unsicher erklärt hatte. Er begann Entschuldigungen hervorzuheulen. Als er den Schatz nicht gleich fand, habe er eben den Kopf verloren, dann hatte ihn noch der verdammte Chocolat gereizt, der behauptet hatte, gar nichts von dem Versteck zu wissen. Aber jetzt sei alles gut. Fast hätte er in seiner Freude auch Frau Holmbeck umarmt, die sich nur durch eiligen Rückzug dieser drohenden Gefahr entzog.

„Es war ja vorauszusehen, daß das kommen würde“, sagte sie zu dem lachenden Polizeirat Heinrich, der mit ihr die Treppe hinabstieg, da er noch einen kleinen Abendbummel machen wollte. „Aber erschreckt hat es mich doch. Immer wieder fällt man auf sein Alarngelächter herein.“ Sie kamen eben recht, um zu sehen, wie vor dem Hause Frau Gaebede den Wagen bestieg, in dem Möbius mit Dait die vielen Gepäckstücke verstaute. Die hatte es aber eilig. . . Verabschieden hätte sie sich wohl noch können, wenigstens von den anderen Herrschaften. Na, egal, man war sie los. Es wurde Zeit, sich ums Hauswesen zu kümmern. Der Abend nahte, und man mußte seinen Gästen doch irgendetwas bieten.

(Fortsetzung folgt.)

